

A photograph of a stone archway made of dark, irregular stones. The archway is partially covered by dense green foliage. The background shows a bright blue sky with scattered white clouds. The overall scene is a mix of natural and man-made elements.

**Ulrike Balke**

# Die falsche Zeit

Die verschlungenen Welten

Buch

Rebecca glaubt sich zu kennen.

Sie ist die Tochter einer irischen Emigrantenfamilie, welche im 17. Jahrhundert mit einem Treck von Boston nach Hartford zieht. Ein junges Mädchen, das, seit einem krankheitsbedingten Zwischenstopp in Providence, manchmal Wahnvorstellungen hat und Lichter sieht, die andere nicht sehen können. Auch behaupten ihre Mitmenschen, dass sie in ihren Träumen eine andere Sprache sprechen würde, aber nur kurz macht sie sich darüber Sorgen. Sie verliebt sich in Danny Baker, den Sohn eines Arztes. Eine Liebe, die sich erst Jahre später zu erfüllen scheint.

Ja, sie glaubt sich zu kennen.

Sie lebt in einer rauen, kriegerischen Zeit voller Liebe und Leidenschaft, bis sie nach einer Ohnmacht

In der falschen Zeit,

im Jahre 1995 als Susanna Niemann in Berlin wieder aufwacht. Sie findet dort die Erklärung für ihre Wahnvorstellungen, sie spricht dort wie selbstverständlich diese andere Sprache und sie steht dort vor unendlich vielen Fragen. Gibt es mehrere Leben? Lebt Danny auch wieder? Und vor allem... wo und wie findet man ihn?

Dieser Roman ist das Debüt von Ulrike Balke. Es lässt den Leser das Leben im 17. Jahrhundert genauso mitfühlen, wie die Verzweiflung in einer anderen Zeit zu erwachen.

Für meinen Bruder

*Ich vermutete, dass das saftige, dunkelgrüne Gras vielleicht  
kniehoch war.*

*Die Nebelschwaden im Morgengrauen schwebten noch  
über dem Gras.*

*Die Erde sah leicht abschüssig aus.  
Die Welt da draußen schien noch zu schlafen.*

*Ich verspürte den Drang über die Wiese hinab zu laufen,  
aber an diesen Ort gefesselt, konnte ich nicht*

*Es war real, dass ich diese Wiese sah,  
nicht real war ihr frischer Duft.  
nicht real, dass ich kurz darauf tatsächlich über die Wiese  
lief.*

*Das feuchte, lange Gras unter meinen nackten Füßen.  
Die Halme um meine Unterschenkel verschlungen.*

*Und obgleich vieles davon nicht real war,  
konnte ich plötzlich das Glücksgefühl in mir spüren.*

*Es breitete sich in meinem Herzen aus  
und verteilte sich in meinem gesamten Körper  
Automatisch musste ich lächeln.  
Am liebsten hätte ich vor Freude geschrien.*

*Und ich wusste:*

*Das war real!*

*Ulrike Balke*

Das rote, näherkommende Licht umhüllte Sie.

Langsam stieg das Gefühl im Körper auf, das man eine Millisekunde nach einer Schrecksekunde spürt.

Es breitet sich aus...

und das Herz fängt wie wild an zu schlagen.

Es gab unterschiedliche Gründe für die Auswanderungen aus Europa, über den Atlantik in die „Neue Welt“, ins „Gelobte Land“ oder einfach nur nach... „AMERIKA“

Oft waren es wirtschaftliche Hoffnungen, seltener einfach nur Fernweh oder die Lust auf ein Abenteuer.

Die ersten größeren Erkundungen fanden in Nordamerika ab Mitte des 16. Jahrhunderts statt. Auf der Insel Roanoke vor der Küste von North Carolina landeten 1585 die ersten Kolonisten. Zumeist waren es Männer und oft war ihre Ankunft nicht von Erfolg gekrönt. Es kam zu Feindseligkeiten mit den Indianern und nicht wenige reisten wieder entmutigt ab. Dennoch, die Bedeutung von Stützpunkten in der neuen Welt war geweckt und im Laufe des 17. Jahrhunderts nahm die Besiedlung in Nordamerika ihren Lauf. Die ersten Siedler versuchten Fuß zu fassen. Sie lebten nach wochenlangen Schiffsreisen, nicht selten in ärmlichen Verhältnissen. In Städten wie Jamestown, Manhattan oder Boston.

Manche hausten in billigen Absteigen über den Kasinos oder direkt neben dem Puff.

Männer versuchten ihr Budget durch Wetten, Armdrücken oder Boxen aufzustocken. Die Frauen, soweit sie noch keine Kinder hatten verdienten ihr Geld als Tänzerinnen, Kellnerinnen und manche auch als Prostituierte und viele dieser Menschen warteten nur auf den Tag, an welchem sie Land erstehen konnten, entweder direkt von den Indianern

oder aber durch Mittelsmänner, welche zuvor das Land von den Indianern billig gekauft oder durch Gewalt erstanden hatten. Ländereien wie Massachusetts, Connecticut und Rhode Island wurden besiedelt. Endlose Karawanen von Planwagen zogen durchs Land. Bepackt mit allen Habseligkeiten für einen Neuanfang und im Jahre 1667 war die Familie Jonnson aus Irland mit dabei.

Der Treck bewegte sich mühselig am Tage bis die Dunkelheit hereinbrach. Er bestand aus mehreren Familien, einigen Schutzmännern aus Boston, welche sich gegen Geld als Begleiter angeboten hatten, sowie einigen Männern aus Fort Orange, welche die Gelegenheit nutzen wollten eventuell Pelzhandel mit den Indianern zu betreiben.

In der Nacht wurde der Treck abwechselnd von den Männern bewacht, um dann beim ersten Morgengrauen weiterzureisen.

Es herrschte bereits reges Treiben auf dem Platz.

Die Männer waren damit beschäftigt ihre Pferde vor die Wagen zu spannen oder ihre Waffen zu überprüfen.

Anny Jonnson stieg hinten aus dem Wagen und ging nach vorn zu ihrem Mann. „George, ich mach mir Sorgen um Rebecca. Das Fieber scheint wieder gestiegen zu sein.“ George, welcher die Pferde gerade eingespannt hatte blickte hoch und sah seine Frau aus seinen dunklen Augen an.

„Wenn ich bloß wüsste, was wir tun können.“ Die Ratlosigkeit stand ihm dick ins Gesicht geschrieben.

Rebecca, die 15-jährige Tochter der Jonnsons lag schon seit zwei Tagen mit Fieber im Planwagen. Zuerst wirkte es wie ein kleiner Schnupfen, doch ihr Zustand verschlechterte sich stündlich. Man hatte versucht vor der Abreise an alles Mögliche zu denken, aber ein Arzt war leider nicht unter ihnen. „Sie hätte sich keinen ungünstigeren Zeitpunkt für ihre Krankheit aussuchen können“, fügte er verzweifelt

hinterher. „Sieh du bitte mal nach ihr. Ich mache mir wirklich Sorgen.“ Anny wusste, dass ihr Mann eigentlich nichts für Rebecca tun konnte und doch verschaffte es ihr eine gewisse Erleichterung, wenn er ab und zu nach ihr sah.

George wusste das und wischte sich mit der Hand über die Stirn. Dann ging er zum Eingang des Wagens. Im Wagen war es noch dämmerig. Anne saß neben Rebecca, welche auf einem notdürftig aufgebauten Lager aus Decken lag. Als Anne ihren Vater in den Wagen steigen sah, zuckte sie mit den Schultern. „Sie trinkt nichts. Sie reagiert kaum auf mich.“ George trat neben seine kranke Tochter und beugte sich zu ihr runter. Er rief etwas lauter. „Rebecca! Rebecca wach auf!“ Gleichzeitig begann er an ihr zu schütteln. Ihr blasses Gesicht kippte reglos hin und her.

„Rebecca, du musst aufwachen!“, schrie er seine Tochter an. Langsam öffneten sie die Augen und starrte vor sich hin.

George schüttelte weiter an ihrem schwachen Körper und rief immer wieder ihren Namen. Nur schwer schaffte er es zu ihr durchzudringen. Schwach sah sie ihn an und flüsterte. „Daddy...“ Schon drohte sie wieder das Bewusstsein zu verlieren. Er schüttelte sie erneut und rief weiter ihren Namen. Als sie einigermaßen wach war, wandte er sich zu Anne. „Gib ihr etwas zu trinken. Versuch sie wach zu halten! Und sie muss trinken! Zur Not schlag ihr ins Gesicht! Hauptsache sie bleibt wach und trinkt!“ Er ging wieder zum Ausgang, wo seine Frau mit tränenverschleierten Blick zugesehen hatte. „Was machen wir bloß? Was sollen wir nur tun? Sie ist viel zu schwach um weiterzureisen.“ George guckte zurück und zuckte mit den Schultern. „Wir müssen weiter Anny.“ Anny schlug sich die Hände vors Gesicht und schüttelte den Kopf. Er hielt sie an den Schultern fest und brachte sie dazu ihn anzusehen. „Anny, wenn wir zurückfahren haben wir nichts gewonnen. Die Strecke ist nur unwesentlich kürzer als wenn wir weiter fahren und unsere Familie hätte hier draußen auch keine Chance allein. Die anderen werden so oder so weiterfahren.“ „Dann bleibe

ich mit ihr hier.“ „Hier? Wo hier?“ Entsetzt sah er seine Frau an. „Wir verstecken den Wagen und ich bleibe hier bis sie gesund ist.“ „Anny, du hast kein Wasser hier. Sie stirbt dir unter den Händen weg.“ „Neeein“ Anny schluchzte laut auf und versuchte sich aus seinem Griff zu befreien. Ihre sowieso schon blasse Gesichtsfarbe wirkte heute kalkweiß. Ihre langen, hellblonden Haare lösten sich langsam aus den Spangen, die es hielten. Sie wirkte regelrecht verwirrt.

„Jonnsen?“ Von draußen drangen die Rufe des Treckführers herein. Joe kam zum hinteren Teil des Wagens geritten. „Jonnsen! Was ist los? Wir müssen weiter.“ George ließ von seiner Frau ab und kletterte aus dem Wagen. „Unserer Tochter geht es sehr schlecht. Wir brauchten einen Arzt.“ George sah Joe erwartungsvoll an, als wenn dieser einen Arzt aus der Tasche zaubern könnte.

Doch seine Miene verzog sich kaum. „Die Weiber sind einfach zu schwach für so eine Reise“, murmelte Joe und stieg vom Pferd ab. Er betrat den Wagen und sah wie Anne sich bemühte Rebecca zum Trinken zu bewegen. Er ging hin und fühlte die Stirn. „Wenn ihr mich fragt hat sie keine Chance mehr. Wir sollten weiterfahren, wenn sie es dann geschafft hat suchen wir ein schönes Grab für sie.“ „Sie Schwein...“ Anny wollte auf Joe zustürzen, doch George hielt sie fest. „Anny, bleib ruhig. Er hat das nicht so gemeint.“ „So etwas sagt man nicht einfach so. Natürlich hat er es so gemeint. Ihm ist es doch völlig egal wer und wie jemand am Ziel ankommt. Hauptsache er hat sein Geld für die Fahrt bekommen.“ George schaffte es seine Frau zur Seite zu schieben und zog Joe wieder mit sich aus dem Wagen. „Ich weiß, dass du daran interessiert bist uns so schnell wie möglich nach Hartford zu bringen. Aber solange auch nur noch ein schwacher Atemzug aus meiner Tochter kommt, gebe ich nicht auf. Also mach mir lieber einen guten Vorschlag! Zurück können wir nicht. Haben wir irgendeine Möglichkeit, dass Rebecca sich erholen kann?“ „Wenn du

alles aufgeben willst was du dir erträumt hast, dann versuch nach Providence zu kommen, du Narr.

Es liegt ungefähr zwei Tage in Richtung Osten. Aber selbst wenn du es bis dahin schaffst, schafft es deine Tochter wahrscheinlich nicht. Dein Land kannst du dann auch vergessen. In Boston macht sich schon der nächste Treck auf und wenn dein Land dann nicht von dir besetzt ist, dann nehmen es sich andere.“ Er stieg wieder auf sein Pferd. „In einer Viertelstunde fahren wir weiter. Überlegt euch ob ihr noch mitkommen wollt.“ Dann ritt er davon. Anny, welche die Worte gehört hatte sprang aus dem Wagen auf George zu. „Ich fahre auf keinen Fall weiter!“ Sie baute sich vor ihrem Mann auf. Dieser runzelte für seine Überlegungen die Stirn und begann auf und ab zu gehen. Dann drehte er sich abrupt zu Anny um. „OK, wir werden uns trennen! Du versuchst nach Providence zu gelangen. Als Schutz nimmst du Detlef und Jack mit. Sie können mit den Waffen schon gut umgehen.“ Annys Mund stand sprachlos offen, aber ohne ihren Gesichtsausdruck zu würdigen sprach George weiter. „Ich reise mit den anderen Kindern nach Hartford weiter. Wenn ihr in Providence angekommen seid, können Detlef und Jack auf den Rücken der Pferde, ohne den langsamen Wagen nach Hartford nachkommen. Ich brauche sie dort. Rebecca wird gesund werden und wir holen euch, wenn die Zeit dazu bereit ist dort wieder ab.“ „Du willst dich von uns trennen?“ Anny sah ihren Mann ungläubig an.

„Warum fahren wir denn nicht alle zusammen nach Providence.“ „Anny, sei doch vernünftig! In diesem Punkt hat Joe Recht. Wir werden kein Land mehr bekommen und was sollen wir dann tun? Sollen unsere Töchter in irgendwelchen Clubs tanzen? Nach Irland kommen wir so schnell nicht mehr zurück. Wir haben kein Geld für eine Rückreise und außerdem werden wir da unser zu Hause kaum noch so vorfinden, wie wir es verlassen haben. Du hast gesehen, dass der König die Häuser gleich veräußert.

Es werden andere darin wohnen.“ Er nahm seine Frau in den Arm und flüsterte weiter. „Glaub mir, nur so kann es funktionieren. Rebecca wird dort wieder gesund. Sie schafft es nicht bis zum Ziel, aber mit deiner Hilfe schafft sie es nach ihrer Krankheit.“ Annys blassblaue Augen füllten sich mit Tränen. „Ich will mich nicht von der Hälfte meiner Familie trennen George. Ich möchte, dass wir unter allen Umständen zusammen bleiben. Wir können doch vielleicht Land bei Providence bekommen. Ist es nicht egal, wo wir beginnen?“ „Anny ich habe mit den Mittelsmännern in Boston einen Vertrag abgeschlossen, über Land bei Hartford. Ich habe dafür bezahlt. Providence ist bereits weitestgehend besiedelt. Sollen wir einfach irgendwo eine Farm aufbauen? Was meinst du wie lange es dauert, bis die eigentlichen Eigentümer des Landes unsere Farm abbrennen?“ „Dann warten wir halt bis Rebecca gesund ist, gehen dann zurück nach Boston und verdienen uns Geld für neues Land. Es gibt hier doch mehr als genug davon.“ „Nein Anny, wir haben bereits fünf Jahre in Boston gelebt, unter den widrigsten Bedingungen. Ich bin Farmer und ich will endlich Fuß fassen in diesem Land.“ „Ist dir das wichtiger als der Zusammenhalt der Familie?“ „Jonsson, was ist nun?“ George sah über Annys Schulter hinweg zu Joe, welcher unruhig mit seinem Pferd hin und her tänzelte.

„Warte einen Moment. Ich komme gleich zurück“, dann ging er in Richtung Joe davon. Anny wurde aus ihren Gedanken gerissen, als ihre kleine Tochter Jane weinend angelaufen kam. „Robert hat mir meine Puppe weggenommen.“ „Robert. Gib Jane sofort die Puppe zurück.“ Robert kam ebenfalls angelaufen und hielt die Puppe an einem Arm wedelnd in der Hand. „Hol sie doch.

Hol sie doch.“ Energisch riss Anny ihm die Puppe aus der Hand und klatschte ihm mit ihrer anderen Hand ins Gesicht.

Sofort fing er an zu weinen. George hörte das Geschrei seiner Kinder noch beim Weggehen. Die Vorstellung mit den Kleinen alleine weiterzureisen begeisterte ihn nicht gerade.

Er würde mächtig Probleme haben sie im Zaum zu halten. Aber er hatte ja auch noch Anne. Sie war immerhin schon vierzehn und schon sehr vernünftig. Joe sah ihn erwartungsvoll an. „Bitte Joe, ich brauche noch ein bisschen Zeit. Ich möchte, dass Anny alleine mit meinen beiden Älteren nach Providence fährt.“ „Soll das ein Witz sein?“ Joe zog fragend die Augenbrauen hoch. „Was meinst du wie sie es alleine nach Providence schaffen sollen?“ „Es sind nur zwei Tage bis dorthin, eventuell kommen sie ohne besondere Zwischenfälle dort an und zur Not, können meine Jungs auch schon schießen.“ „Auf wie viele Indianer können sie denn schießen, bevor sie selbst erschossen werden?“ George sah resignierend an ihm vorbei. „Was soll ich denn tun? Ich will mein Land haben.“ Joe grinste hämisch. „Ist dir wohl viel wert was?“ George antwortete mit einem Schweigen. „Wie viel ist es dir genau wert?“ „Wie meinst du das?“ „Nun ja, du riskierst die Leben deiner halben Familie, während du, wenn ihr alle mitkommt nur eine Tochter verlierst.“ „Ich werde keinen aus meiner Familie verlieren.“ Starrköpfig und trotzig blickte er Joe an.

„OK“, meinte dieser, „ich gebe dir noch eine Stunde und dann reiten wir weiter.“ „Danke.“ George drehte sich um und ging zu seinem Wagen zurück. „Papa, wann fahren wir weiter?“ Robert kam ihm entgegen gelaufen. Liebevoll tätschelte er auf Roberts dunkles Haar. „Bald mein Junge.“ Jane saß vor dem Wagen und spielte wieder mit ihrer Puppe. Am Wagen selbst lehnte Jack. „Ist das dein Ernst?“

„Wir sollen alleine nach Providence?“ „Ja, traust du dir das nicht zu?“, fragend blickte er seinen Zweitältesten Sohn an.

Jack kratzte sich an seinem blonden Haar. „Mir schon. Bei Detlef habe ich da allerdings so meine Zweifel.“ „Detlef ist genauso sicher mit einer Waffe wie du. Außerdem ist er größer.“ „Wenn du meinst, dass das ausreicht.“ George schob seinen Sohn zur Seite und kletterte in den Wagen.

„Hol deinen Bruder!“, befahl er Jack, bevor er im Wagen verschwand. Anne kauerte in der Ecke des Wagens und sah

ihren Vater aus müden Augen an. Anny beugte sich über Rebecca und versuchte ihr Wasser einzuflößen. Sie hielt inne und blickte ihren Mann an. „Gut, wenn du willst, dann fahre ich mit Jack und Detlef allein. Ich gebe Rebecca nicht auf.“ George kniete sich vor seine Frau. „Du wirst sehen, es wird alles wieder gut. Rebecca wird gesund und wir werden alle glücklich in Hartford leben.“ Zärtlich streichelte er seiner Frau über die Wange, als sie draußen laute Stimmen vernahmen und Detlef völlig aufgelöst plötzlich im Wagen stand. „Daddy, das kann nicht dein Ernst sein. Ich bin mir nicht sicher, ob ich eine so große Verantwortung übernehmen kann.“ „Nicht du, aber ihr alle zusammen.“ George stand auf und sah Detlef an. Detlef war derjenige, welcher, rein vom äußerlichen, ihm am ähnlichsten sah. Er hatte ebenfalls dunkles Haar. Dunkles Haar konnten zwar auch Robert und Rebecca vorweisen, aber braune Augen wie er, hatte nur Detlef. Trotzdem hatte er vom Charakter leider kaum etwas von ihm. Er war bereits als Kind immer ängstlich gewesen und jetzt stand ihm die pure Angst ins Gesicht geschrieben. „Detlef..“, begann George leise, „du bist mein ältester Sohn. Du bist bereits 19 Jahre alt. In diesem Alter haben so manche Männer bereits eine kleine Familie. Eine Familie, welche sie auch beschützen müssen.

Ich erwarte von dir einfach, dass du auch endlich bereit bist, jemanden zu beschützen. Ich erwarte von dir, dass du dich der Angelegenheit stellst wie ein richtiger Mann. Ich werde nicht mit dir über die Gefahren diskutieren. Weil ich es nicht will und weil ich außerdem auch keine Zeit dazu hätte.“ Er schob Detlef wieder hinaus und zog auch Anny und Anne aus dem Wagen. „Wir haben nun wirklich keine Zeit mehr. Verabschiede dich von deinen Kindern“, richtete er sich an seine Frau, dann griff er sich Jack, um ihm zu erklären in welche Richtung sie reisen mussten.

Anny nahm Anne in den Arm. „Meine Große. Pass bitte gut auf deine Geschwister auf.“ „Kann ich denn nicht mit euch mit?“ „Nein, du musst auf Jane und Robert achtgeben. Sie

sind noch so klein. Dein Vater wird in Hartford außerdem eine Hilfe brauchen, also geh mit ihm.“ Mit feuchten Augen blickte sie zu ihrer Mutter auf. „Mum...“ „Ja mein Schatz.“ „Hat Rebecca eben getrunken?“ „Nein.“ „Ich glaube sie ist tot Mum.“ „Nein Anne, was redest du denn da? Sie schläft bloß.“ „Sie hat mich mit so großen Augen angesehen und sie hat so seltsame Dinge gesagt.“ Anny sah ihre Tochter prüfend an. „Was für seltsame Dinge?“ „Sie hat gesagt, dass sie stirbt...“, Anne überlegte ehe sie weitersprach, „sie sagte, es sei nicht schlimm, wir würden gar nichts merken und...“ „Was und?“ Annys Gesichtsausdruck wurde immer besorgter. „Sie ist noch nicht da und sie weiß nicht wie lange sie bleibt.“ Anny blickte ratlos und nahm Anne dann in den Arm. „Sie phantasiert, wegen des hohen Fiebers. Du wirst sehen, sie wird wieder gesund.“ „Ich würde so gern bei ihr bleiben.“ „Ja, ich weiß, aber ich habe dir doch erklärt.“ „Ja“, sprach Anne leise und senkte ihren Blick.

„Ich werde von Daddy gebraucht und ich werde auch mit ihm gehen.“ Sie schaute ihre Mutter wieder an. „Du kannst dich auf mich verlassen Mum.“ Dankbar lächelnd nahm sie ihre Tochter erneut in den Arm. Sie war glücklich, dass sie einsichtig genug war, um zu verstehen. Dann wandte sie sich an die beiden Kleineren. Jane war gerade einmal sieben Jahre alt und Robert war neun. „Kommt her meine Lieben und lasst euch umarmen. Ihr macht schön das, was eure Schwester sagt und ihr macht eurem Vater keinen Kummer.“ „Kommst du jetzt nicht mehr mit?“, fragte die kleine Jane und knabberte an der Hand ihrer Puppe. „Ich komme nach.“ Schmollend schob Jane ihre Unterlippe vor.

Robert sprang ausgelassen umher. „Dann bin ich der älteste Sohn. Bin ich jetzt groß?“ Anny konnte nichts erwidern. Sie spürte Georges Hand auf ihrem Haar und wusste, dass es Zeit wurde sich zu trennen. Sie stand auf und sah George an. Mit gepresster Stimme sprach er zu ihr. „Ich hole euch so schnell wie möglich aus Providence ab. Ich liebe Dich Anny.“ Dann drückte er sie fest an sich.

“...Rebecca, Rebecca du musst was trinken.“ Ganz, ganz fern nahm Rebecca die Stimme war. Sie öffnete die Augen, was die Kopfschmerzen noch erheblich steigerte. Alles tat ihr weh. Verschwommen nahm sie die Frau mit dem langen blonden Haar wahr. Sie sprach wie ihre Mutter, sah aber aus wie ein Engel. Hauchdünn klang ihre Stimme. „Mum, lass mich sterben.“ Anny beugte sich zu ihr vor, aber sie hatte sie nicht verstanden und Rebecca hatte nicht die Kraft, es noch mal zu sagen. Ihre Augen fielen einfach wieder zu.

„Rebecca... Rebecca...“, wann hörten diese Rufe endlich auf. Als Rebecca das nächste Mal zu sich kam war der Wagen wieder in Bewegung. Jeder Huckel war eine Qual.

Ihr Kopf drohte zu zerspringen, die Übelkeit wurde schier unerträglich. Ihr langes, schwarzes Haar klebte an ihrem Körper und ihr war kalt. Gerade als sie sich übergeben wollte, wurde es wieder stockdunkel.

Anny lenkte das Gespann selbst. Sie saß vorne auf dem Bock und trieb die müden Pferde an. Wenn man überhaupt von einem Weg sprechen konnte, dann war er keinesfalls gut. Rebecca würde wahrscheinlich durch den ganzen Wagen kullern. Aber Anny konnte leider nicht bei ihrer Tochter sein und gleichzeitig das Pferdegespann fahren.

Jack und Detlef ritten auf ihren Pferden neben dem Wagen her. Immer ein wachsames Auge auf die wilde Umgebung.

Es war Frühling und das Klima in dieser Gegend war besonders mild, so dass es schon recht warm war. Die Gegend hier war noch mit dichten Wäldern bewachsen und wurde nur durch einige Ausläufer der Hochgrassteppe aufgelockert. Die nahegelegenen Eichen, Ahornbäume und Zederngruppen machten die Reise nach Providence nicht einfacher. Hinter jedem Baum konnten Feinde lauern. „Ich finde, wir können nicht weit genug sehen. Ich habe das

Gefühl hinter jedem Baum sitzt jemand und beobachtet uns“, meinte Detlef besorgt. „In der Steppe wäre es nicht besser“, erwiderte sein Bruder. „Das Gras wächst so hoch, dass ein geduckter Mensch ebenfalls nicht zu sehen wäre.“ „Einer von euch beiden sollte sich in den Wagen legen und ein bisschen schlafen“, mischte sich Anny ein, „in ca. zwei Stunden setzt die Dämmerung ein und einer muss die Nacht durch Wache halten.“ Detlef sah seinen Bruder ängstlich, besorgt an. „Ich werde mich hinlegen“, antwortete Jack. Sie hielten, banden sein Pferd an den Wagen und er legte sich hinein zu Rebecca. Anny nutzte die kurze Pause, um Rebecca zu wecken, damit sie wieder trank. Aber dies war schwierig. Erst auf mehrmaliges Zurufen und Schütteln riss sie plötzlich die Augen weit auf und krallte sich mit ihrer Hand in die Hand ihrer Mutter. Sie wirkte, als wenn sie überhaupt nicht wusste wo sie sich befand. Zielloos irrten ihre Augen in dem Wagen hin und her, bis ihr Blick auf ihre Mutter fiel. Sie sah sie an, als wenn sie eine Fremde vor sich hatte. „Komm mein Schatz, versuch etwas zu trinken.“ Rebecca nippte gehorsam an dem ihr vorgehaltenen Becher und allmählich wurde ihr Blick wieder etwas entspannter. „Wo bin ich?“, fragte sie. „Wir fahren jetzt nach Providence. Dort wirst du wieder ganz gesund mein Schatz.“ „Nach Providence?“ Müde schloss sie ihre Augen wieder. „Providence klingt gut“, murmelte sie noch bevor sie wieder einschlief.

Die Nacht verlief ruhig. Jack hatte sich neben dem Wagen postiert und drehte regelmäßig seine Runden. Aber es war nichts Verdächtiges zu hören. Kein Knacken aus dem Wald. Kein Rascheln vom Wind. Auch der Mond war nicht zu sehen. Es war stockdunkel. Detlef und Anny befanden sich im Wagen und versuchten wenigstens ein bisschen zu schlafen. Detlef gelang es auch in einen unruhigen Schlaf zu fallen, während Anny sich vor Sorge um Rebecca und wegen des Bewusstseins mitten in der rauen Wildnis zu sein, um

jeglichen Schlaf brachte. Sie dachte an George und an ihre anderen Kinder, welche nun schon meilenweit entfernt ebenfalls versuchen würden Schlaf zu finden. Die einzige, die wahrscheinlich gut schlief war Rebecca. Aber schlief sie wirklich gut? Anny stand auf und setzte sich neben Rebecca. Ihr Kopf glühte nach wie vor. Wie lange konnte der zarte Körper diesem Fieber noch standhalten?

Die Augenlider zuckten und ab und zu drehte sie nervös ihren Kopf hin und her und stöhnte. Liebevoll tupfte Anny ihrer Tochter den Schweiß von der Stirn und schob die nassen Haare zur Seite. Dann ging sie wieder zu ihrem Nachtlager zurück und fiel ebenfalls in einen nervösen Schlaf.

Als sie am Morgen wieder aufbrachen, war Anny sichtlich nervös. Es war ihr nicht gelungen Rebecca aufzuwecken und sie zum Trinken zu bewegen. Sie hatte sie gerufen, sie hatte sie geschüttelt. Aber außer einem gelegentlichen Stöhnen kam keine Reaktion. Sie mussten sich beeilen, wenn sie noch Rechtzeitig in der Stadt ankommen wollten.

„Soll ich ihr mal richtig eine scheuern? Dann wacht sie bestimmt auf.“ Jack, der den besorgten Blick seiner Mutter sah, hatte keinen besseren Einfall. Detlef ritt neben ihm.

„Wenn du ihr eine scheuerst, stöhnt sie wahrscheinlich nicht einmal mehr“, bemerkte er trocken. „Seid ruhig, ihr regt mich auf“ fuhr Anny die beiden an. „Im Ernst Mum, wir sollten ihre Wadenwickel noch mal erneuern und ihr ein bisschen Wasser in den Mund tropfen lassen.“ Detlef hielt sein Pferd an und auch Anny stoppte den Wagen. „OK, wir machen das, aber dann reiten wir ohne Stopp bis zur Dunkelheit weiter. Wir dürfen keine Zeit mehr verlieren.“

Die Dämmerung war auch wirklich schon fast vorbei, als sie endlich rasteten. Sie waren ein gutes Stück vorangekommen und schlugen sich nun die zweite Nacht schlaflos um die Ohren. Rebecca war nicht wieder aufgewacht. Zwar hatte

Anny das Gefühl, ihr Kopf war nicht mehr ganz so heiß, aber sie hatte weder die Augen geöffnet noch irgendetwas getrunken. Mit einem feuchten Tuch ließen sie immer ein paar Tropfen Wasser in ihren Mund fallen.

In dieser Nacht schafften es alle drei nicht, in einen wenigstens unruhigen Schlaf zu fallen. Jeder verhielt sich ruhig, um den anderen nicht beim Schlafen zu stören, obwohl keiner schlief. Jack war wieder draußen und lauschte auf die Umgebung, welche ruhig und friedlich den Wagen umschloss. Detlef lag im Wagen und hatte die Augen geschlossen, aber mit seinen Gedanken war er in Irland. Er war bereits 13 als sein Vater von der Sogwirkung auf das neue Land erfasst wurde. Während Jack mit seinen neun Jahren aufgeregt wie die Hühner auf dem Hof umhersprang, weil sie verreisen wollten, war er in Tränen ausgebrochen. Er hatte seine ganzen Freunde dort, welche er nie wieder sehen würde. Und wo war denn der Unterschied ob man nun in dem einen Land oder in dem anderen lebte? In Boston war er noch mehr zu dem Entschluss gekommen, dass er in Amerika nichts verloren hatte. Die Hafenstadt war schmutzig und die Bevölkerung war anders als die in Irland. In erster Linie waren es Engländer, welche dort lebten und nicht die in England Angesehenen, sondern die Geächteten. Puritaner wurden sie genannt und wegen ihres Radikalismus und Fanatismus in Europa verfolgt. Sie sahen in den Kirchen der Papisten Teufelswerk und nannten sich selbst aber eine religiöse Gemeinschaft. In Massachusetts waren sie die Herren und stellten ihre eigenen Regeln auf. Wer nicht wirklich zu ihnen gehörte, wurde aus jeglicher politischer Betätigung ausgeschlossen, was für ihre Familie zur Folge hatte, schwer an Land zu kommen. Somit konnte er seinen Vater schon verstehen, dass er das nun erstandene Land nicht aufgeben wollte. Ja Boston... es war Detlef nicht gelungen neue Freunde in Boston zu finden. Er spürte die Erleichterung, als sein Vater mitteilte, dass er nun endlich Land bei Hartford ersteigern konnte. Der Gedanke, wieder

mit gleichgesinnten Menschen und mit Tieren auf dem Lande zu leben baute ihn auf, aber nun war er neunzehn.

Seine Jugend war unwiederbringlich vorbei. Nichts anderes hatte ihm sein Vater vor zwei Tagen gesagt.

So oder so ähnlich kreisten Detlefs Gedanken umher und auch Anny, welche neben ihm lag hing ihren eigenen Gedanken nach. Sie selbst hatte ebenfalls nicht nach Amerika gewollt und schon gar nicht mit den ganzen Kindern. Aber George war nicht von seinem Vorhaben abzubringen. Die wirtschaftliche Lage in Irland war für die Familie schlecht, also stimmte sie letztlich der Auswanderung zu. Aber so schlimm wie es in Boston war, hatte sie es sich nicht vorgestellt. Sie musste ihre Kinder in der Gosse aufwachsen sehen. Detlefs Persönlichkeit hatte keine Möglichkeit mehr sich zu entfalten, während Jack sich mit seinen ersten Errungenschaften als Taschendieb brüstete. Robert spielte nicht wie Detlef und Jack in der freien Natur, sondern auf den staubigen Straßen Bostons.

Rebecca und Anne mussten mit ihr zusammen jeden Tag kellnern, da der Verdienst von George am Hafen nicht ausreichte und somit der Lebensunterhalt aufgestockt werden konnte. An den Abenden wurde dann lesen und schreiben geübt, damit die Kinder nicht völlig verwahrlosten. Dazwischen immer die kleine Jane, welche mit ach und krach gerade Laufen gelernt hatte. Anny hatte vor Freude Tränen in den Augen als sie erfuhr, dass die Zeit in Boston endlich vorbei war und nun war Rebecca so krank und sie stand machtlos daneben. Die Familie war nicht mehr zusammen. Die Welt war fremd und groß.

Würden sie sich wirklich alle wiedersehen, so wie George es gesagt hat? Oder würde jemand sterben? Würden sie sich in diesem großen Land überhaupt wiederfinden? Nervös drehte Anny sich auf die Seite und zog wie ein kleines Kind ihre Zudecke zum Gesicht, um es mit dieser ganz zu

bedecken, nachdem sich die ersten Tränen ihren Weg über ihre Wangen gebahnt hatten.

Müde und kaputt von der Nacht brachen sie im frühen Morgengrauen auf, um keine Zeit mehr zu verlieren. Als sie über die erste Anhöhe kamen, sog Anny die Luft ein und hielt den Wagen abrupt an. „Ach du meine Güte, wenn ich das geahnt hätte“, bemerkte sie und sah mit weit aufgerissenen Augen zu den Häusern. „Ist das Providence?“, fragte Detlef ungläubig. „Na wie ein Indianerdorf sieht es nicht aus. Wir können jetzt jubeln. Wir sind ohne besondere Vorkommnisse hier angekommen.“ Jack sah mit Genugtuung zu der jungen Stadt. „Jubeln können wir erst, wenn wir dort unten einen Arzt finden.“ Anny trieb die Pferde wieder an. Jetzt wollte sie nicht mehr reden. Jetzt schöpfte sie wieder Hoffnung doch nicht zu spät zu kommen.

Die Bewohner saßen auf ihren Veranden und schauten neugierig auf den Wagen. Vor dem Haus des Sheriffs hielten sie an. Anny stieg vom Wagen ab und ging auf die Veranda. Der Sheriff kam ihr entgegen. „Madame“, er hob zur Begrüßung kurz seine Hand zu seinem Hut.

„Entschuldigen sie bitte“, Anny machte einen leichten Knicks, „wir waren auf dem Weg nach Hartford, aber meine Tochter ist sehr krank geworden. Wir brauchen einen Arzt. Gibt es hier einen?“ Der Sheriff sah auf den Wagen.

„Wo ist ihre Tochter?“ „Kommen Sie.“ Der Sheriff folgte Anny zum Wagen, welche die Plane zu Seite hob und in den Wagen stieg. Der Sheriff folgte ihr. Er sah Rebecca, die seit über einem Tag nicht mehr das Bewusstsein erlangt hatte. Sie lag reglos auf ihrer Pritsche. „Fahren sie weiter bis zum Ende der Straße. Auf der linken Seite finden sie das Haus von Dr. Baker.“ Der Sheriff ging in sein Büro zurück und Anny kletterte wieder vorn auf den Bock.

„Hey“, rief sie und rüttelte an den Zügeln. Die Pferde trotteten weiter. Am Ende der Straße lag zur linken Seite ein

weißes, sehr gepflegt wirkendes Haus. Ein weißhaariger Mann fegte gerade die Treppe. Anny hielt die Pferde an.

„Guten Tag. Können sie mir sagen wo ich Dr. Baker finde?“ Der Mann kam auf sie zu und hob ebenfalls wie der Sheriff die Hand zum Gruß. „Ich bin Dr. Baker.“ Anny stieg ab und stellte sich vor. „Ich bin Anny Jonnsen und das sind meine Söhne Detlef und Jack. Meine Tochter Rebecca liegt im Wagen und sie braucht dringend einen Arzt.“ „Darf ich?“, fragend blickt der Arzt zum Wagen. „Ja bitte.“ Dr.

Baker kletterte gefolgt von Anny in den Wagen und ging auf Rebecca zu. Er fühlte ihre Stirn und öffnete die Augenlider, um ihr in die Augen zu sehen. Dann fühlte er ihren Puls. Ohne etwas zu sagen ging er an Anny vorbei und verließ den Wagen. Draußen rief er zu der Pferdeschmiede gegenüber der Straße. „Danny! Danny, komm mal rüber, ich brauche deine Hilfe.“ Aus der Schmiede kam ein junger Mann. Er trug Lederkleidung und Cowboystiefel, um den Hals hatte er ein Tuch. Seine Haare trug er lang und hatte sie hinten in einem Zopf zusammen gebunden. Als er näher kam, war sein breites Kreuz zu sehen und seine beachtliche Größe. Seine harten Gesichtszüge waren gut zu erkennen. Seine blauen Augen wirkten wie Stahl. Fragend sah er zu Anny und den Jungs und dann zu Dr. Baker. „Im Wagen liegt ein krankes Mädchen. Hilf mir sie ins Krankenzimmer zu tragen.“ Er wandte sich an Anny Jonnson. „Ich habe es im Kreuz und ihre Söhne sehen auch schon müde und schwach aus.“

Gehen sie mit ihnen ins Haus. Dort bekommen sie etwas zu essen von Berta, meiner Frau.“ „Ich möchte lieber mit ihnen kommen.“ Anny hielt den Arzt am Arm fest, der sich bereits zum Haus gedreht hatte. „Ich werde zu ihnen kommen! Ich muss ihre Tochter erst mal gründlich untersuchen, dafür kann ich sie nicht brauchen.“ Dann ging er Richtung Haus. Anny blickte auf den großen jungen Mann. „Er ist ein guter Arzt. Machen sie sich keine Sorgen Mam.“ Dann stieg er in den Wagen. Drinnen blieb er stehen und

sah auf das schmale blasse Mädchen. Sie war sehr krank, das sah er sofort. Aber sie war auch sehr hübsch.

Danny ging auf die Pritsche zu und kniete sich davor. Ganz leicht berührte er ihre Wange. Dann beugte er sich zu ihr vor und flüsterte. „Ich werde dich jetzt in das Haus tragen, dort bekommst du ein ganz warmes Bett. Hab keine Angst.“ Anny stand am Wagen und schaute erstaunt auf den großen Mann, der so behutsam mit ihrer Tochter umging. Danny schob seine Arme unter Rebecca und hob sie sanft an. Er zögerte als sie kurz die Augen öffnete und ihn erstaunt ansah. Er lächelte ihr zu und hob sie dann so an, dass ihr schwacher Kopf an seiner Schulter lag. Die Augen fielen ihr wieder zu und Danny trug sie ins Haus.

Anny und ihre Söhne saßen seit langem endlich mal wieder an einem richtigen Küchentisch und aßen eine heiße Suppe und Brot. Berta Baker ging mit dem Suppentopf herum und füllte die Teller wieder auf. „Danke, aber das reicht.“ Anny lächelte sie an. „Aber die Jungs, die brauchen doch noch was auf die Rippen. Aus euch sollen doch mal richtige Kerle werden.“ Sie lachte laut und herzlich, sprach mit einem deutschen Akzent, während sie die Teller auffüllte.

Gierig aßen die Jungen. „Wo kommen sie her?“, fragte Anny. „Ich komme aus dem Herzogtum Lüneburg. Mein Mann ist damals von England ins Römische Reich gekommen und hat dort praktiziert. Wir haben uns in meinem Heimatort kennen... und lieben gelernt.“ Sie lächelte verschmitzt. „Das ist 26 Jahre her. Meine Eltern waren gegen die Beziehung weil Jonathan 24 Jahre älter ist als ich. Da sind wir durchgebrannt und haben in England geheiratet. Aber mein Mann hat sich schon vor seiner Reise nicht in England wohlfühlt und darum beschlossen wir ganz neu anzufangen und nach Amerika zu gehen. Wir dachten uns schon, dass ein Arzt hier immer gebraucht wird und wir haben uns nicht geirrt.“ „Wann war das?“, fragte Detlef interessiert. „Wir sind 1644 am Delaware, Maryland angekommen. Aber die Besiedlung von Maryland lief ja schon seit 10 Jahren und es gab da schon genug Ärzte, also sind wir, so wie sie jetzt, mit dem Planwagen losgezogen.“ Ihr Grinsen wurde breiter, als sie sich zu Anny wandte.

„Vor der Abreise hat uns der Herrgott unseren Danny geschenkt.“ Sie deutete mit ihrem Kopf zum Fenster, welches zur Straße zeigte, ehe sie fortfuhr. „Sie haben ihn draußen gesehen. Er muckelt immer drüben in der Schmiede. Ist er nicht ein Prachtkerl geworden?“ Sie richtete sich auf und sprach in normaler Lautstärke, jedenfalls, das was bei ihr normal laut war, weiter. „Weiß der Teufel, warum

der Junge so groß und kräftig geworden ist. Von Jonathan hat er das jedenfalls nicht“, sie lachte erneut, „und von mir auch nicht. Ich war einmal hauchdünn.“ Anny sah die rundliche Figur zweifelnd an.

Sie selbst hatte sechs Kinder geboren und war gerade einmal die Hälfte von dieser Frau. Erneut machte sich Berta daran Suppe nachzugießen. „Wie ging es denn dann weiter?

Haben sie sich hier wohl gefühlt?“ Detlef wirkte etwas ungeduldig. Auch wenn Berta nicht gerade zu der feinen Gesellschaft gehörte, so war sie doch seit langer Zeit wieder ein Mensch Seinesgleichen. Sicher war sie einfach, aber sie war nicht ordinär, wie die Bardamen in Boston. Es interessierte Detlef brennend, ob auch andere Menschen so viele Probleme hatten sich einzuleben, wie er. „Ach Junge, ich habe mich hier von Anfang an wohlgeföhlt. Aber das lag weniger an dem Land als viel mehr an dem Mann.“ Jack musste laut lachen. „Vergiss es Detlef, du kannst sie nicht mit dir vergleichen. Sie war verliebt und du weißt gar nicht was das ist.“ Detlef errötete und senkte verschämt sein Gesicht. Berta sah ihn betroffen an. „Ach so... du willst etwas über das Land wissen. Entschuldige, dass ich das nicht gleich gemerkt habe.“ Sie zog sich einen Küchenstuhl heran und setzte sich an den Tisch. „Ehrlich gesagt, haben wir nicht lange suchen müssen um ein neues zu Hause zu finden. Wir haben uns einem Treck nach Rhode Island angeschlossen und nach mehreren Monaten waren wir hier.

Die Stadt war gerade im Aufbau... obwohl, das ist sie ja heute noch. Aber egal. Hier gab es keinen Arzt. Die Leute begrüßten uns voller Wohlwollen. Wir haben dieses Haus gebaut. Ich habe Danny und später Elisabeth zur Welt gebracht und das war's.“ „Hm“ Detlef sah sie fast enttäuscht an. „Wie sieht es denn hier mit den Indianern aus. Haben sie damit Ärger?“, mischte sich Jack in das Gespräch ein. Berta zuckte mit den Schultern. „Eigentlich nicht. Ich weiß, dass ein Jahr vor unserer Anreise Krieg mit den Indianern herrschte. Der Häuptling eines

Algonkinstammes bangte wohl um die Zukunft seines Volkes. Ich weiß gar nicht mehr wie der hieß... Sasscus oder Sassacus? Jedenfalls war da mal was vorgefallen. Ein Weißer wurde getötet und alles artete aus. Später rief man die Miliz aus Boston zur Hilfe.“ Sie legte eine Pause ein, zum Nachdenken, aber ihr fiel der eigentliche Hergang nicht mehr ein. „Soviel ich weiß, haben sich die Indianer inzwischen nach Potmac zurückgezogen.“ Erneut machte sie eine Pause. „Wollt ihr noch was essen?“ „Nein Danke“ Alle schüttelten den Kopf. „Dann räum ich schon mal ab.“ Sie stand auf und räumte die Teller zusammen. „Wo kommen sie denn her?“, fragend sah sie Anny an. „Aus Boston.“ „Ach Gott, aus Massachusetts? Da wo die Puritaner leben? War bestimmt kein Geschenk dort.“ „Nicht wirklich, wir sind froh, dass wir nicht mehr dort sind.“ Anny schaute nervös zum Fenster und fügte gedankenverloren hinzu. „Allerdings wollte ich hier auch nicht her.“

Dann richtete sie ihren Blick besorgt zur Küchentür.

„Machen sie sich keine Gedanken“, beruhigte Berta, die den Blick verfolgt hatte. „Mein Mann bekommt so gut wie jeden wieder auf die Beine. Meine Tochter Elisabeth geht meinem Mann zur Hand und wird sich jetzt gerade zusammen mit ihm um ihre Tochter kümmern. Haben sie noch mehr Kinder?“ „Ich habe insgesamt sechs Kinder.“ „Sechs?? Donnerwetter!“ Sie setzte sich jetzt wieder an den Küchentisch. „Ich hätte auch gern so viele Kinder gehabt.

Aber ich habe schwer gelegen als Danny zur Welt kam. Er war da auch schon sehr groß.“ Sie lachte schallend.

„Danach habe ich mit Ach und Krach gerade noch Elisabeth zur Welt gebracht. Wie ich schon sagte, ich hätte gern noch mehr Kinder, aber ich hätte keine Lust mehr, jemals eins auf die Welt zu bringen.“ Wieder lachte sie laut.

Anny lächelte sie an. Sie mochte Berta, die Gemütlichkeit und Herzlichkeit ausstrahlte.

Endlich öffnete sich die Küchentür und Dr. Baker trat ein, gefolgt von einem jungen Mädchen. Sie war von schmaler Gestalt und hatte das dunkelblonde Haar zu einem Zopf zusammengebunden. Vor ihr graues Kleid hatte sie eine weiße Schürze gebunden. „Das ist mein anderes Kind.“ Stolz nahm Berta ihre Tochter in den Arm und stellte sie den Jonnsons vor. Anny nickte Elisabeth kurz zu, schaute dann aber erwartungsvoll Dr. Baker an. Der goss sich gerade einen Tee am Herd ein und drehte sich dann zu Anny um. „Ich will ehrlich zu ihnen sein Mam. Es sieht nicht gut aus. Ihre Tochter hat eine Erkältung verschleppt und die Folge... nun ja, sie ist schwer krank. Sie wissen wahrscheinlich selbst, dass man in diesem Stadium der Krankheit kaum etwas machen kann.“ Anny schlug sich die Hände vor den Mund. „Aber Jonathan, so kenne ich dich ja gar nicht.“ Es klang von Berta fasst vorwurfsvoll. „Es ist wie es ist, Berta. Ich kann nun einmal nicht zaubern. Die einzige Chance die wir haben, ist ihre Jugend. Eventuell schafft sie es von alleine wieder gesund zu werden.“ „Was machen sie denn? Was heißt sie schafft es vielleicht alleine? Haben sie den gar keine Medizin?“, empört fuhr Anny den Arzt an. „Natürlich. Ich habe ihr einen Tee aus Dogwood, *Cornus florida*, also Blumenhartriegel zubereitet um das Fieber zu senken. Dreimal täglich müsste sie einen großen Schluck davon zu sich nehmen und am Abend noch eine halbe Tasse. Wenn sie denn überhaupt etwas zu sich nehmen würde. Da sie das nicht tut, haben wir ihr Wadenwickel angelegt, in der Hoffnung damit das Fieber zu senken. Außerdem habe ich ihr ein Extrakt aus Spitzwegerich zubereitet, wirksam bei fest sitzendem Husten. Besonders wirksam bei fiebrigen Erkältungen ist ein Tee aus Blüten von Sonnenblumen, den muss ich allerdings erst noch herstellen, sowie eine Teemischung aus *Geranium maculatum*, also Storchschnabel. Das stärkt das Abwehrsystem und vor allem das Herz. Aber das sind alles Mittel, die sie trinken müsste, was sie bislang nicht tut. Sie liegt jetzt in einem warmen

Bett und hätte die Ruhe, die sie benötigt um wieder gesund zu werden. Wir können jetzt nur noch beten.“ Er schaute kurz nach oben. Elisabeth schaltete sich zu dem Gespräch. „Ja, es ist schlimm, dass sie nichts trinkt, wobei ich glaube, dass sie einfach zu schwach dafür ist.“ „Ich koche ihr eine gute salzige Brühe! Die kann Tote wecken. Bei mir stirbt man nicht so leicht!“ wieder lachte Berta, sprang vom Tisch auf und machte sich sofort ans Werk. Anny schaute besorgt von einem zum anderen und schließlich wieder auf Dr. Baker. „Was sind das denn alles für Pflanzen, ich habe noch nie davon gehört.“ „Sie haben sich bei den Indianern bereits bewährt“, antwortete der Arzt. Annys Augen weiteten sich entsetzt. „Bei diesen Wilden? Das kann doch nicht ihr Ernst sein. Ich reise mit meinen Kindern so weit, um einen weißen Arzt aufzusuchen und dieser wendet Medizin von diesen Rothäuten an.“ „Mrs. Jonnson, ich darf sie höflichst darauf aufmerksam machen, dass ich bereits in England, im Heiligen Römischen Reich, sowie hier Erfahrungen sammeln konnte. Selbst im Römischen Reich geht man mittlerweile dazu über die Kranken mit Kräutern zu versorgen. Es ist noch nicht lange her, da hat man sie dort mit Asche bestreut und sich gewundert, dass sie trotzdem gestorben sind. Die Indianer haben bereits im 14.

Jahrhundert schon Erfahrung mit den Kräutern gehabt und da sie erheblich älter werden als die Europäer, wage ich zu behaupten, dass sie auf diesem Gebiet sehr bewandert sind.“ „So, sie werden älter?“ Diese Erkenntnis war für Anny völlig neu. „Und woher haben sie das Wissen, wenn ich fragen darf?“, fuhr sie fort. „Nun ja, sie wissen wahrscheinlich, dass in Providence eine Zeit lang jede Menge Indianer waren. Ihnen sagt der Name Roger Williams etwas?“ „Ja, er wollte die Indianer zivilisieren.“ „Nun ja, so kann man es auch nennen“, gab Dr. Baker wenig zufrieden von sich. „Wie dem auch sei, es gab hier noch mehr Indianer als wir ankamen und man kam natürlich auch ins Gespräch. Des Weiteren gibt es hier einen Mann, der ebenfalls sehr in

der indianischen Medizin bewandert ist. Wir nennen ihn Dean. Von ihm haben wir erneut wichtige Pflanzen kennengelernt und wir haben schon viele Menschen geheilt.“ „Wenn sie sehen, wie die Tees zubereitet werden, dann werden sie ihr Misstrauen verlieren Mrs. Jonnson“, mischte sich Elisabeth ein.

„Storchschnabel gegen Müdigkeit und Schwindelgefühle z.B. sind lediglich zerkleinerte Wurzeln aus besagter Pflanze und aus Erdbeerblättern im Verhältnis 1:1. Man überbrüht einen kleinen Löffel mit kochendem Wasser und lässt alles 15 Minuten ziehen. Der Sonnenblumentee, welcher noch zubereitet werden muss, wird ähnlich angerichtet. Ein paar Blütenblätter mit kochendem Wasser übergossen, zehn Minuten ziehen lassen und fertig. Es ist nichts Gefährliches enthalten. Von dem Blumenhartriegel werden die Wurzelrinde, die Früchte und die Blüten verwendet. Diesen Tee lässt man allerdings etwas länger ziehen. Anders ist es auch nicht bei dem Spitzwegerich.

Wenn sie möchten, zeige ich ihnen all diese Kräuter. Sie können schon riechen, wie wohltuend sie sind.“ „Nun ja, wenn sie solche Erfolge damit erzielen, dann will ich ihnen wohl glauben“, lenkte Anny müde ein.

Elisabeth setzte sich nun ebenfalls an den Tisch und schaute Anny mit ihren ruhigen grauen Augen an. „Ihre Tochter spricht deutsch?“ „Was? Nein! Wie kommen sie darauf?

Wir sind allesamt Iren. Keiner von uns hat je etwas anderes gesprochen als Englisch.“ „Das ist komisch“, räusperte sich Dr. Baker, „sie hat phantasiert und auch ich hätte schwören können sie spricht deutsch.“ „Was hat sie denn gesagt?“, fragte Berta. „Du weißt genau, dass ich deine Sprache nur am Klang erkenne. Es hörte sich an wie Deutsch. Ich weiß nicht was es hieß“, knurrte der Arzt seine Frau an. „Es klang, als wenn sie flucht“, berichtete Elisabeth zaghaft.

„Rebecca flucht nicht. Wir haben alle unsere Kinder zu ordentlichen Leuten erzogen und keines meiner Kinder flucht, spricht Deutsch oder macht sonst irgendetwas Seltsames!“ Anny sprang so erbost auf, das ihr Stuhl umfiel. Elisabeth und Detlef sprangen beide auf, um den Stuhl wieder aufzuheben. Als sie sich gegenüber knieten lächelten sie sich an. Detlef hatte Elisabeth die ganze Zeit beobachtet und war fasziniert von ihrer Reife und Ernsthaftigkeit. Auch er war ein ernster Mensch. Er konnte kaum über die Witze der anderen lachen und wurde oft wegen seines ernsten Gesichtes belächelt. Sie stellten den Stuhl wieder auf und setzten sich einander schräg gegenüber wieder an den Tisch. „Kann ich jetzt zu meiner Tochter?“, fragte Anny. Dr. Baker räusperte sich. „Ja sofort, ich wollte nur noch etwas mit euch besprechen. Es ist wichtig, dass rund um die Uhr jemand bei Rebecca ist. Ich habe mir gedacht wir wechseln uns ab. Jeder vier Stunden am Stück.“

Du Berta, du Elisabeth, mein Sohn Danny, einer ihrer Söhne“, wandte er sich an Anny, „und sie und ich.“ „Das geht nicht“, wandte Jack ein. „Detlef und ich reiten in den nächsten Tagen zu meinem Vater nach Hartford. Er braucht uns dort.“ „Soll das ein Witz sein?“ Dr. Baker sah den jungen Mann an, als wenn er an seinem Verstand zweifelte.

„Ihre Schwester braucht sie und sie haben hier vor Ort eine wunderbare Gelegenheit ihr zu helfen. Ihrem Vater können sie sowieso nicht helfen, weil sie und ihr Bruder dort niemals ankommen würden.“ „Warum nicht, wir lassen den Wagen hier und reiten direkt auf dem Rücken der Pferde.“ Nun war es Jack, der erbost aufstand und sein Stuhl kipelte verdächtig. Elisabeth und Detlef sahen sich an und lächelten sich zu. „Welcher Narr hat euch Dummköpfe auf so einen Einfall gebracht? Ihr hättet da draußen zu zweit keine Chance! Ihr seid nicht kampferprobt und habt nur in einer Gruppe, z.B. einem Treck eine Chance.“ „Der Narr war mein Mann“, mischte sich Anny ein. „Dann sei ihm verziehen. Wie

lange sind sie hier? Ein paar Wochen? Ein paar Monate? Er weiß es nicht besser! Aber wir wissen es!

Hier in Providence haben sich bereits fünf Familien gefunden, welche gesammelt nach Hartford aufbrechen werden. Junge, kräftige Burschen werden den Treck begleiten und ihn zusammen mit den Familienmännern bewachen, die Führung des Trecks übernimmt unser Danny. Der Treck sollte in wenigen Wochen aufbrechen.

Die Männer arbeiten noch an ihrer Kampftechnik. Rebecca wird länger brauchen bis sie reisen kann, also wird der gesamte Treck warten und dann reisen sie als 6. Wagen mit! Ihre Söhne können sich in der Zwischenzeit mit dem Kämpfen vertraut machen.“ „Wir sind viel schneller als so ein Treck“, rief Jack wieder dazwischen, der nicht akzeptieren konnte gegen den Willen seines Vaters zu handeln. „Habt ihr schon gekämpft?“, fragte Dr. Baker.

„Wir haben Gewehre. Wir können schießen.“ Ihr könnt schießen? Zu zweit auf ungefähr 30 Räuber, die ihre Fallen in der Wildnis schon aufgestellt haben und erst angeritten kommen, wenn ihr ihnen ins Netz gegangen seid? Ihr könnt schießen? Auf die Indianer, die gleich zu Hunderten angeritten, ach nein, was sage ich, angeschlichen kommen.

Einer von ihnen beobachtet euch und sie verfolgen euch mehrere Tage. Mit Rauchzeichen verständigen sie sich untereinander über mehrere Meilen und es sammeln sich immer mehr. Sie greifen euch fast lautlos an und so überraschend! Ihr wart ja so wachsam und hättet doch was gehört. Aber glaubt mir. Die Algonkins hört man nicht.“ Jack schluckte schwer und setzte sich langsam wieder. Er sah seine Mutter an. „Wir machen es wie Dr. Baker es gesagt hat“, antwortete diese ruhig. Dann wandte sie sich an den Arzt. „Wie kann ich mich erkenntlich zeigen? Ich habe etwas Geld, aber es wird nicht reichen.“ „Behalten sie das Geld. Sie können meiner Frau beim Kochen helfen und mir bei der Pflege der Kranken. Für Elisabeth ist das manchmal zu viel.“

„Danke Dr. Baker.“ Sie nickte ihm zu und verließ dann die Küche.

Die Tür zum Krankenzimmer stand halb offen. Vorsichtig näherte Anny sich der Tür und schaute hinein. Sie sah Danny auf der Bettkante sitzen. Er tupfte Rebecca die Stirn ab. Zögernd blieb Anny im Türrahmen stehen. „Sie können ruhig eintreten Mrs. Jonnson“, hörte sie Dannys tiefe Stimme ohne, dass er sich zu ihr umdrehte. Sie trat zum Bett und betrachtete ihre Tochter. Es schien als wenn sie schlief. Sie hatte ein frisches Nachthemd an und der ganze Dreck und Schweiß war abgewaschen. Sicherlich das Werk von Elisabeth. „Sie können jetzt gehen Danny. Ich übernehme die Pflege.“ Danny erhob sich und drehte sich zu Anny um. Er war fast zwei Köpfe größer als sie. „Das machen sie gut Danny. Es ist ungewöhnlich, dass sich ein Mann der Pflege von Kranken annimmt.“ „Das sind Dinge, die man zum täglichen Überleben braucht. Mich interessiert alles, was ich zum täglichen Überleben brauche.“ „Sie können auch kämpfen?“ Er schaute sie mit seinen stahlblauen Augen an. „Ich werde sie nach Hause bringen, falls sie das meinen!“ Dann ging er an ihr vorbei zur Tür.

„Danny?“ Er drehte sich zu ihr um. „Ich darf sie hoffentlich Danny nennen?“ „Meinetwegen, mir ist das egal.“ „Wozu ist es erforderlich in einem Treck zu reisen, wenn die Algonkins sich doch nach Potmac zurückgezogen haben.“ „Die Algonkins?“, wiederholte er, als wenn er glaubte nicht richtig gehört zu haben. Dann trat er wieder ein paar Schritte auf sie zu. „Sie kommen aus Irland?“ „Ja.“ „Ist jeder Ire gleich? Sind alle Iren gut? Oder sind alle gemeinschaftlich schlecht?“ Anny schwieg. „Es ist hier nicht anders Mrs. Jonnson. Es gibt solche und solche Indianer. In Zeiten, in denen ein friedlicher Häuptling regiert sind es immer nur ein paar einzelne, die sich zusammenschließen und den Aufstand erproben. In Zeiten, in denen ein weniger friedlicher Häuptling regiert, schließen sich nicht einzelne